

Elisabeth Meyer-  
Renschhausen

## Von Engagement und Routine

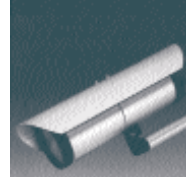
Zur Frauenfrage in der deutschen Wissenschaft



Über Frauenforschung und Frauen in den Wissenschaften zu schreiben ist nicht sehr gemütlich. Denn es ist immer arg, sich von etwas zu verabschieden, in das man einmal hehre Hoffnung gesetzt hatte. Vor ca. 20 bis 25 Jahren, als wir anfangen, uns in Frauengruppen mit der Lebensrealität von Frauen auseinander zu setzen, und zu dem Schluss kamen, die Universitäten sollten durch das Einrichten von Frauenstellen ermöglichen, dass einige von uns diesen Fragen bezahlt – also mit Muße und Konzentration – nachgehen können, sah die Lage der Universitäten noch anders aus. Mit der Bildungsreform waren neue Universitäten entstanden, an denen Hochschullehrer – bescheiden, ohne Titel auftretend – sich zusammen mit den Studierenden um neue interdisziplinäre Studiengänge bemühten, um ›den Anliegen der Gesellschaft‹ besser dienen zu können. Mit einem immensen Einsatz für eine Veränderung, die wir uns als soziale Reform zu mehr Gerechtigkeit vorstellten, wurde rund um die Uhr studiert, geforscht, geschrieben, demonstriert, saß man geduldig in den Gremien und fuhr mit nimmermüdem Elan auf die verschiedensten notwendigen Demonstrationen. Wir organisierten, ohne überhaupt auf die Idee zu kommen, man könne dafür so etwas wie Honorare, Reisekostenzuschüsse etc. verlangen, z. B. für interdisziplinäre Tagungen zu ›Lage und Handeln von Frauen in den 20er Jahren und in der NS-Zeit‹, zu ›Frauen in der Migration‹ oder für Forschungen über Frauen in den verschiedenen Disziplinen der Wissenschaften.

Tatsächlich wurden ab 1978 an den geisteswissenschaftlichen Fakultäten der Freien Universität Berlins erste Frauenforschungsstellen eingerichtet, die allerdings in aller Regel im Getto, außerhalb des ›Eigentlichen‹ blieben. Als die Parteien die Frauenfrage entdeckten und damit hofften, ein paar Wählerstimmen für sich mobilisieren zu können, änderte sich das allzu schnell. Flugs wurde die eine oder andere Frauenprofessur ausgeschrieben. Der Sache schadete diese schnelle ›Einsicht der

Gegenseite‹ eher, denn es ist nie gut, den Bau eines Hauses beim Dach anzufangen, wenn über die Fundamente noch kaum nachgedacht worden ist. Noch schlechter wurde es, als die Universitäten als Institutionen generell unter ›Abwicklungszwang‹ gerieten. Seit die Neuauflage der manchesterliberalen Wirtschaftsdoktrin weltweit zum gültigen Glaubenssatz Nummer eins wurde, mussten die Universitäten wider alle besseren Einsichten den Bildungsauftrag abschreiben, der seit der Konstituierung der modernen Demokratien für sie maßgeblich gewesen war und sie zu einem neutralen Ort des Nachdenkens über Funktionsweisen, Grenzen und Möglichkeiten der modernen Systeme gemacht hatte. Stattdessen wurden die Universitäten angehalten, nach den Maximen von ›Effizienz‹ und ›Marktökonomie‹ zu wirtschaften. Die erpresste Zustimmung zu dieser Modernisierung basiert auf Betrug. Jeder weiß, sobald die Universitäten ihre wenigen disponiblen Liegenschaften verscherbelt haben werden, kann mit ›finanziellen Eigenleistungen‹ seitens der Universitäten nichts weiter sein. Keine Stadt der Welt kann so viele Kongresse einwerben, dass die Universitäten ihre Räume auf Dauer Gewinn bringend würden vermieten können. Und sobald die Universitäten sich nur noch finanzieren können, indem sie ihre Forschungsgelder als bezahlte Auftragsarbeiten für Dritte einwerben, wird es mit der ›Freiheit von Forschung und Lehre‹ endgültig vorbei sein. Das Geld großer Auftraggeber aus der Industrie stimuliert eine einseitige Ausrichtung von Forschungsfeldern, Themen aus der Mitte der Gesellschaft haben dagegen einen schweren Stand. Hätte die Frauenforschung, die immer interdisziplinär, vielleicht naiv, aber immer an Erfahrungen und Praxis orientiert war, langsam wachsen können, so hätten sich möglicherweise auch Strukturen entwickeln können, die den anderen Fragestellungen adäquat wären. Eingepasst in die bestehenden Strukturen wurde die Frauenforschung zum Spezialgebiet mit all den strukturbedingten Begleiterscheinungen,



den Karrieremustern, den Abgrenzungen, der Selbstbezüglichkeit und der Konkurrenz auf Kosten der Kolleginnen.

### Anfang und Ende der Interdisziplinarität

Die erste Frauenbewegung hatte international zur Errichtung von besonderen Hochschulen für Sozialpädagogik und Sozialarbeit geführt, die, im deutschsprachigen Raum ab 1907 etabliert, zunächst ›soziale Frauenschulen‹ hießen. Diese besonderen Hochschulen sollten der systematischen Schulung von jungen Frauen für eine vorurteilsfreie und kundige Arbeit im Bereich der sozialen Reform auf lokaler und regionaler Ebene dienen, um den einzelnen Betroffenen, Waisenkindern oder ›ehevollständeten‹ Frauen, ledigen Müttern oder entlassenen Straftäterinnen, angemessen helfen zu können. Der Stundenplan dieser Institution ›soziale Frauenschule‹ war gleich nach dem 1. Weltkrieg erfrischend interdisziplinär und allem Neuen gegenüber aufgeschlossen. Während man sich 1919 an den Universitäten etwa gegen die Psychoanalyse als moderne Ketzerei sperrte, setzte sich an der sozialen Frauenschule in Hamburg eine der Wortführerinnen der Frauenbewegung, Helene Lange, mit ihren Schülerinnen damit auseinander. Diese Möglichkeit, an einer neuen, ihrer eigenen Institution interdisziplinär arbeiten zu können, war auch der Grund, warum die Vertreterinnen der damaligen Frauenbewegung wenig Interesse hatten, Frauenforschung an den etablierten Universitäten einzurichten. Sie wussten, dass sie damit auf viele Möglichkeiten selbstbestimmter interdisziplinärer Arbeit in ihren Ausbildungsgängen hätten verzichten müssen. Das ›Getto‹ brachte ihnen allerdings auch keine ›universitäre Anerkennung‹ – ihre beachtenswerte engagierte empirische Forschung zu sozialen Problemen wurde nicht wahrgenommen. Nebenbei bemerkt: Professor dürfen sich Hochschullehrer an den Fachhochschulen erst nennen, seit sie einen überwiegend männlichen Lehrkörper haben.

Während alle von der Notwendigkeit zu interdisziplinärer und transdisziplinärer Arbeit im Rahmen der Wissenschaften und an den Universitäten sprechen, passiert in der Realität das Gegenteil. Das schnelle Niedermotivieren der Universitäten seit dem Sieg der ›freien Marktwirtschaft‹ lässt ein Expertentum niederer Sorte und Qualität aufblühen. Zu Beginn der Frauenforschung befassten sich einige Frauenforscherinnen aus Begeisterung für die Fragestellung jahre- und jahrzehntelang etwa mit dem

gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umgang mit Schwangerschaft und Geburt, heute wählen die jungen WissenschaftlerInnen bestimmte Fragestellungen – sagen wir etwa, die gesellschaftliche Akzeptanz von öffentlichen Krankenkassen seitens Personen mittlerer Einkommensgruppen im dritten Lebensabschnitt, zehn Jahre vor der Pensionierung – nur noch und ausschließlich, weil solche Themen Geld und damit eine gewisse Reputation bringen. Die eigentliche Frage – bleiben wir beim Beispiel –, ob nicht zunehmend und warum auch in Europa, wie in den USA schon lange, immer mehr Menschen aus den gesetzlichen Krankenversicherungssystemen herausfallen, sowie sie aus dem ersten Arbeitsmarkt herausgefallen sind, wird damit fein säuberlich marginalisiert.

Die Forschung wird – wie in den Sozialwissenschaften der 50er Jahre schon einmal – ›angewandte Forschung‹ im Rahmen von Unternehmens- und Politikberatung und dient denen, die sie betreiben, mehr und mehr als ›Formalqualifikation‹. An die Stelle der Bearbeitung gesellschaftlich brennender Fragestellungen werden Untersuchungen auf Datensammlungen ›heruntergefahren‹, die eine Reflexion von Ursachen bestimmter Missstände kaum noch zulassen. Das passiert schon deshalb, weil Forschungsanträge leichter durchgehen, wenn sie eine eng begrenzte Fragestellung haben, deren Nutzen ›berechenbar‹ erscheint.

Das rücksichtslose Niedersparen der Universitäten führt aber auch dazu, dass viele junge und nicht so junge WissenschaftlerInnen nicht mehr auf universitäre Stellen hoffen können, sondern sich stattdessen im innovativen Modell von ›New work‹ von Kurzzeit-Engagement zu Kurzzeit-Engagement hangeln.

Da niemand mehr an den Bildungsauftrag der Universitäten glaubt, ist es für die meisten WissenschaftlerInnen wohl nicht ganz so schlimm, dass sie auf eine wirklich motivierende Fragestellung verzichten müssen. Sie begreifen die Jagd nach dem Geld als eine Art interessanten Leistungssport, bei dem man durch einen gewissen stromlinienförmigen Habitus unter Umständen einiges gewinnen kann. Das Wissen, dass zu den gut verdienenden ›Normalarbeitern‹ schon heute nur noch ein Drittel der Bevölkerung gehört, spornt die jungen Leute an, es vielleicht für eine Weile in der Arena zu versuchen, bevor der ebenso resignative wie weise Rückzug auf das vornehmlich weibliche Leben mit ABM-Stelle und Umschulung, Kindern und Kleingarten angesagt ist.



Der Kampf um eine reguläre, gut entlohnte Daueranstellung hat an den neuen wirtschaftlich wirtschaftenden Universitäten neue Facetten bekommen. Da jeder weiß, dass das Wirtschaftlichkeitsdiktat, dem die Unis heute unterliegen, Heuchelei ist, werden auch die jungen Studierenden und WissenschaftlerInnen animiert, mit den Mitteln des gemäßigten Betrugs zu arbeiten. Ich meine damit jene Sorten von – sagen wir es gemüthlicher – Schummeleien, bei denen man etwa den Konkurrenten oder die Konkurrentin aus dem Felde schlägt, indem man ihren Aufsatz mehr oder minder abkupfert, ohne sie zu zitieren oder gar zur MitautorInnenschaft aufzufordern, indem man so tut, als wäre eine Fragestellung neu, bloß weil der Gutachter es wahrscheinlich nicht besser wissen wird. Diese Sorte sittenwidriger Mogelei hat es an den Universitäten natürlich schon immer gegeben. Vielleicht muss, wie im Bereich der Sozialhilfe, immer mit ca. drei Prozent ›Erbschleichern‹ gerechnet werden. Aber heute, wo Konkurrenz, Einsparung und die Verpflichtung auf finanzielle Eigenleistung die Universitäten bestimmen, prägen sie auch die Moral. Der Umstand, dass die Universitäten abgeschrieben werden, führt zu Mittelmäßigkeiten in fast allen Fakultäten und zum Verschwinden der Denker aus der Wissenschaftslandschaft. So kommt es zu entsprechender Kriecherei unter den Studierenden, die derzeit – wie ihre Universitätslehrer selbst – meinen, durch das häufige Benutzen der Anrede ›Herr Professor‹ und das Zitieren des eigenen Ziehmeisters genug im Dienste der Wissenschaft getan zu haben. Sind sie erst einmal aus den Kinderschuhen heraus, ersetzt dann handfester Betrug nach Vorbild der Großen und ganz Großen die harmlose Schleimerei der Jugend. Kein Wunder, dass junge Frauen zunehmend darauf verzichten, in der Universität zu bleiben und zu Ehren zu kommen, denn diese Würden sind fast nur noch durch den Verkauf der eigenen Seele zu bekommen, und dazu sind aus bekannten Gründen (sprich: es gibt [k]ein Leben außerhalb der Erwerbsarbeit), Menschen weiblichen Geschlechts bis heute immer noch weniger bereit als männliche.

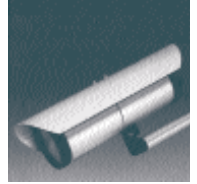
### Eine weibliche Vorsitzende

Mittlerweile bin ich in Köln auf dem 30. Kongress für Soziologie – wie er heißt, seitdem die Sektion Frauenforschung innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie das misogyne ›Soziologentag‹ vor einigen Jahren abschaffen konnte. In der Einleitungsrede zeichnete die Vorsitzende, Jutta Allmendinger, ein düsteres Bild von

dem Fach Soziologie, das dabei ist, strudelnd im Mahlstrom der Geschichte zu verschwinden. In mehreren Unis wurden die Institute für Soziologie geschlossen, in anderen drastisch verkleinert. (Übrigens obliegt erstmals der Vorsitz der Deutschen Gesellschaft für Soziologie einer Frau, und wären wirklich die wohl organisierten, wirtschaftlich fortgeschrittenen Universitäten der USA das Vorbild, dem es nachzueifern gilt, müssten noch viele Vorträge wissenschaftlicher Gesellschaften und viele Professorenstellen mit Frauen besetzt werden.) Nachdem die Münchener Professorin die düstere Lage und die schlechten Zukunftsaussichten der Soziologie geschildert hat, berichtet sie von den Fakten, die die Frauen betreffen, und die sind nicht weniger traurig. Während unter den Erstsemestern bei den Soziologen 62 Prozent junge Frauen sind, sind beim Studienabschluss nur noch 39 Prozent der DiplomandInnen weiblich. Während bei den Promovierenden noch 29 Prozent Frauen sind, sind es bei den Habilitierenden nur noch 18 Prozent. Heute sind 16 Prozent der C3-Hochschullehrer Frauen, während der Frauenanteil bei den C4-Professuren nach wie vor verschwindend gering ist. Bis heute fühlen sich weibliche Studierende vergleichsweise schlechter betreut. Im Studium haben sie das Gefühl, selten oder nie von Seiten ihrer Hochschullehrer angesprochen zu werden, und sehr selten berichten Studentinnen, dass sie von ihren Lehrern aufgefordert wären weiterzumachen.

### Der traurige Status quo

Die düsteren Zukunftsaussichten legen sich wie Mehltau auf die Soziologenschaft. Generell habe man das Gefühl, dass der Kongress in der Kölner Universität von Langeweile geprägt sei, behauptet ein Beobachter. Über 1 000 Soziologen und Soziologinnen, und alle sind im gleichen Einerlei gekleidet, die Männer wie die Frauen in öden grauen oder schwarzen Anzügen, Farben sind ausgeschlossen, die armen Helfer-Studierenden nach amerikanischem Vorbild in hässliche weiße T-Shirts mit dem phantasielosen Aufdruck ›Team‹ gezwängt. In den Unmengen von parallel zueinander stattfindenden Ad-hoc-Gruppen scheint jeder und jede als ReferentIn mitmachen zu dürfen. In keiner Session kann ich wirklich leidenschaftliche UniversitätsprofessorInnen oder gespannt wissbegierige Studierende ausmachen. Alle haben die gleichen teilnahmslosen Mienen, wenige diskutieren mit. Nirgends Begeisterung, keine echten Auseinandersetzungen, geschweige denn harter Streit. Vielleicht ist es die



Folge der fast völligen Absenz jeglicher Theorie und jeglicher Versuche, auf die weltbewegenden Fragen noch Antworten zu finden. Das hat nicht nur mit dem Verschwinden von mutigen ForscherInnen zu tun. Es liegt auch daran, erklären in ihren Schlussstatements Axel Honneth wie Ralf Dahrendorf übereinstimmend, dass mit dem Anerkennen des Wertpluralismus heute der Versuch zu großen Wurfen, wie sie die Soziologie der Jahrhundertwende, Max Weber, Emile Durkheim, Ferdinand Tönnies, noch – sozusagen unbefangenen ›ethnozentrisch‹ – versucht hat, unmöglich geworden ist. Merkwürdig ist jedoch, dass sie Versuche, wie jene von nordamerikanischen Theoretikerinnen wie Saskia Sassen oder Martha Nussbaum oder hiesiger Soziologinnen wie etwa Maria Mies, die Auswirkungen der Globalisierung auf das Alltagsleben für jede Frau und jedermann zu thematisieren, bei ihrer Diagnose unberücksichtigt lassen.

Dass es überhaupt noch einigermaßen ›echte‹ Fragestellungen gibt, scheint die Soziologie nicht zuletzt der Frauenforschung zu verdanken, die quasi unauffällig in fast allen Sektionssitzungen und Ad-hoc-Arbeitsgruppen präsent war. Beiträge zur Geschlechterdifferenz machten einen Großteil jener Fragen aus, die mit ernsthafter Neugier gestellt, gewissenhaft beantwortet, weitgehend ohne Katzbuckelei vor dem derzeitigen Jargon quer durch alle Arbeitsgruppen hindurch für Vorträge sorgten und lohnten, angehört zu werden. So fragte Ulla Terlinden völlig unpräventiös nach dem Geschlechterverhältnis in utopischen Entwürfen. Verblüffend, wie sowohl bei Thomas Morus wie auch bei Charles Fourier sich die Herren der Zukunft durch die Frauen bedienen lassen oder für den pausenlosen Einsatz außer Haus verfügbar machen. Bezeichnend, wie dann Ende des 19. Jahrhunderts auch Frauen die gesellschaftlich wenig geachtete Hausarbeit ein für alle Mal an Maschinen delegieren und in unterirdische zentrale Versorgungszentralen verbannen wollten. Auch in den Debatten von ›New work‹ respektive dem Wandel von der Beschäftigungs- zur Tätigkeitsgesellschaft wurde der Einfluss der Frauenforschung deutlich. Sowohl Wolfgang Bonß wie Gerd Mutz wiesen darauf hin, dass die heutigen Diskurse von informeller Arbeit, Eigenarbeit und Drittem Sektor letztlich auf die Forde-

rung der Frauenbewegung zurückgehen, die bereits Ende der 70er Jahre die Berücksichtigung von Hausarbeit und Subsistenzarbeit als gesellschaftlicher Arbeit einforderte. Die Bürgerarbeit, die Ulrich Beck und andere jetzt als Ersatz für verschwundene Lohnarbeit empfehlen, ist ein neuer Name für jene ehrenamtlichen Tätigkeiten, wie sie typisch sind und waren für die neuen wie alten sozialen Bewegungen, nicht zuletzt die Frauenbewegungen der vorletzten Jahrhundertwende.

In anderer Hinsicht war dieser Soziologentag jedoch nicht unsympathisch: in seiner neuen Bescheidenheit. Der Zeitpunkt des Kongresses, drei Wochen vor Semesterbeginn, ermöglichte erstmals auch FachschullehrerInnen die unproblematische Teilnahme als RednerInnen wie erst recht als HörerInnen. Die Offenheit der Sektionen gegenüber WissenschaftlerInnen aus den Feldern der Praxis ermöglichte zahlreichen Erwerbslosen, PrivatdozentInnen, FreiberuflerInnen und Unpromovierten, Ergebnisse aus ihren Arbeiten vorzutragen. Die ReferentInnen waren in der Informationsbroschüre allein mit Vor- und Nachnamen nebst Adresse aufgeführt. Ob einer erwerbslos ist oder dicke Gehälter bezieht, lässt sich aus der Ankündigung nicht erkennen. Und wenn auch die neu wieder eingeführte Ehrung besonders verdienstvoller Forschungsleistungen ein wenig an entsprechende Ordens-Verleiherei sowohl im real existierenden Sozialismus als auch im real existierenden US-Kapitalismus erinnert, so waren doch die Bemühungen der Vorsitzenden, auch die Arbeit der freiwilligen studentischen Helfer anzuerkennen, ein positives Signal.

*... wo Konkurrenz, Einsparung und die Verpflichtung  
auf finanzielle Eigenleistung die Universitäten bestimmen,  
prägen sie auch die Moral.*